

Neue Kirchenbilder?

Der Bedarf an neuen Kirchenbildern scheint derzeit gering zu sein. Binnenkirchlich hat das Zweite Vatikanische Konzil durch die Konstitutionen „Lumen gentium“ und „Gaudium et spes“ den Nachholbedarf gedeckt, der durch die Engführungen des Ersten Vatikanischen Konzils entstanden war. Der Kirche Fernstehende, aber auch kirchlich Gebundene beziehen ihre Kirchenbilder inzwischen zu einem nicht geringen Teil aus den Massenmedien – und sind häufig verwundert, wenn man sie daran erinnert, daß selbst die beste Landkarte niemals mit der Landschaft identisch sein kann, die sie darstellt, und daß auch die zutreffendste Information in Radio und Fernsehen bestenfalls nur über ein Teilphänomen informieren kann.

Bedenklicher noch ist es, wenn selbst kirchenoffizielle Personen ihr Kirchenbild vornehmlich in Übereinstimmung mit oder im bloßen Kontrast zu solchen medial vermittelten Kirchenbildern entwickeln, die oft nichts anderes sind als Karikaturen, als überbelichtete Momentaufnahmen: bestenfalls Fragmente, nur sehr selten aber kontinuierlich begleitende Darstellungen eines lebendigen kirchlichen Prozesses. Manche Reaktionen von kirchlicher Seite scheinen oft mehr auf einer „Theologie der gekränkten Seele“ zu basieren als auf einer genuin „theologischen“, also wirklich um die Sache Gottes besorgten Theologie, die das Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils gewesen ist.

Die manchmal krampfhaft anmutenden Versuche, sich von der „Welt“ abzugrenzen, sich als Kontrastgesellschaft zu präsentieren und sich von allem, was nach „Zeitgeist“ riecht, zu distanzieren, erinnern oft eher an einen gekränkten Liebhaber, dessen Werben von der „Welt“ schnöde zurückgewiesen wurde, als an souveräne Zeugen einer Erlösungsbotschaft, deren Verkündigung die ureigenste Sache jener Menschen ist, die sich auf Jesus Christus berufen. Unter diesen Umständen besteht die Gefahr, daß die Kirche eher einseitig als Moralposaune denn als überzeugende Verkünderin der Frohen Botschaft wahrgenommen wird. Der Glaubwürdigkeit der kirchlichen Verkündigung könnte es unter Umständen mehr nützen, auch einmal auf das Rechtsbekommen zu verzichten im Bewußtsein, recht zu haben und im Recht zu sein. Dies soll nicht verstanden werden als Ausdruck eines neuen rechthaberischen, wenn auch gleichsam demütig versteckten Triumphalismus, sondern als Aufnahme jener zentralen Aussage in „Lumen gentium“, daß die Kirche als „Zeichen und Werkzeug“ nichts anderes zu tun hat, als die Einheit der Menschen mit Gott und untereinander zu ermöglichen.

Die Kirche ist nach diesem Selbstverständnis nicht nur kein Selbstzweck – sie hat von vornherein jedem Verdacht zu wehren, der auch nur ansatzweise den Ein-

druck aufkommen lassen könnte, es gehe ihr eigentlich nur um sich selbst. Der Ansatz zum Verständnis des wesentlichen Kirchenbildes des Konzils liegt darin, daß die Kirche in ihrer Aufgabe, der Einheit der Menschen zu dienen, gleichsam aufzugehen hat. Sie muß sich gewissermaßen selbst zum Verschwinden bringen, indem sie durchsichtig wird auf den hin, in dessen Auftrag sie lehrt und handelt. Selbstverwirklichung durch Selbstlosigkeit könnten sich all jene als Programmwort auf die Fahnen schreiben, die zu Recht nach einem markanten Profil der Kirche verlangen.

Es dürfte der Glaubwürdigkeit der Kirche kaum schaden, wenn sie sich in ihrem Einsatz um Glauben und Frieden vor allem jenen Luxus der Liebe leistet, der in einer auf Profit um fast jeden Preis bedachten Welt ein erschreckend rares Gut zu werden droht. Daß eine primär um diesen Inhalt zentrierte Kirche zu einer harmlosen Kuschelkirche degenerieren würde, ist kaum zu befürchten. Angesichts der Realitäten in Kirche und Welt ist diese Aufgabe ein Langzeitprojekt. Bei manchen kirchlichen wie nichtkirchlichen Beobachtern ist der Eindruck entstanden, die Kirche kreise, in einer Art ironischer Umkehr der eigentlichen Intentionen des Konzils, zu sehr um sich selbst und vernachlässige ihren Verkündigungsauftrag; sie beschäftige sich zu sehr mit innerkirchlichen Strukturfragen, statt ihrem Weltauftrag nachzukommen. Dieser Vorwurf wird manchmal, wenn auch nicht sehr konsistent, mit der Kritik verbunden, die Kirche habe dort, wo sie in den Dialog mit der „Welt“ eingetreten sei, ihre Arme zu weit geöffnet und spreche nun häufig mit einer Stimme, die von allen übrigen weltlichen Stimmen kaum mehr unterscheidbar sei. Mögen solche Vorwürfe auch in Einzelfällen zutreffen, aufs Gesamt gesehen spiegeln sie eher den mühsamen Prozeß der Umsetzung und Aneignung des für viele, nicht nur „Laien“, offensichtlich neuartigen und nicht selten überraschenden Selbstverständnisses von Kirche. Diese vom Konzil bewußt und mit manchem Kompromiß vollzogene Neuorientierung des Kirchenbildes ist durch die Mühseligkeit seiner Umsetzung nicht in Frage gestellt.

Die konstituierende Stärke des Traditionalismus ist sein notorisch schlechtes Gedächtnis, das es ermöglicht, die eigene religiöse Kindheit zu verklären; dies ist ein ebenso schlechter Maßstab für ein adäquates und attraktives Kirchenbild wie ein dieser Gemütsverfassung spiegelbildlich entsprechender Progressismus, der so tut, als könne und müsse er die Kirche aus dem Stand neu erfinden. Die gelassene und geduldige, freilich auch unermüdliche Umsetzung des Auftrags, dem die Kirche ihre Existenz verdankt, ist die beste Art und Weise, zu der sich alle verbünden können, denen die Frohe Botschaft am Herzen liegt. Diese „mit brennender Geduld“ (Antonio Skármeta) geleistete Versöhnungsarbeit, in welchem konkreten Bereich auch immer, wäre das wirksamste und unübersehbarste Zeichen für eine Kirche, die sich nachhaltig um Glauben und Gerechtigkeit bemüht.

Johannes Baar SJ